

Werde, der du bist¹

Mit Meisterwerken ist das so eine Sache. Sie haben Rang und Namen; ihr Fall ist entschieden, nicht ohne die stillschweigende Gefährdung allerdings, auf hochwertige Weise auch erledigt zu sein. Was sie wirklich wert sind: zeigt es sich nicht gerade daran, ob sie es zu Wiederentdeckungen bringen?

In diesem Sinne ist ein Buch zu prüfen, vor hundert Jahren erschienen, dem schnell die Standfestigkeit eines „Meisterwerks des katalanischen Modernismus“ zugesprochen wurde. Doch das Neue wurde vor allem auf Katalonien bezogen, damit regionalisiert. Franco, der dessen Sprache und Literatur unterdrückte, brachte es auch im geistesverwandten Deutschland zum Schweigen. Seit kurzem liegt es in neuer Übersetzung vor: Victor Català, „Solitud“ (1905).

Erzählt wird die Geschichte einer jungen Frau vom Lande, Mila; frisch verheiratet mit einem Mann, den sie nahm, weil er sie wollte und sie das Alter hatte. Der Anfang führt sie hinauf ins Gebirge (der Pyrenäen), um ein Gut mit Wallfahrtskapelle zu bewirtschaften. Nach einem Jahr, am Ende, lässt sie Bergwelt, Mann und Ehe hinter sich und steigt wieder ab in die Niederungen. Ein Kreis hat sich geschlossen, ihr Leben aber verläuft sich im Unabsehbaren. Was war in der Höhe geschehen?

Sieht man es, wie meist, vom Autor her, wird „Solitud“ etwa zum Landroman („Ruralismus“). Allzu offensichtlich stimmen Orte, Namen, Sitten und Gebräuche mit der Heimat überein, die er ein Leben lang nie ernsthaft verlassen hat. Doch die Pyrenäen sind frei erfunden. Victor Català lebte in einer ländlichen Welt, ohne ihr wirklich anzugehören. Aber die katalanische Sprache, zumal dicht bei den einfachen Leuten? Und der Name: Victor Català – lässt sich mit weniger Worten mehr siegreiches Bekenntnis zur heimatlichen Kultur ablegen? Doch der Name ist falsch, Pseudonym für Caterina Albert. Das Katalanische ist der Heldin auf den Mund geschaut, perspektivische Stimmigkeit, wie bei Gerhard Hauptmanns Weber das Schlesische. Also ein Frauenroman? Mila oder die Pathogenese einer emanzipierten Frau? Wenn, dann hat die Autorin in ihr gewagt, was ihr selbst versagt war in ihrem „Klosterdasein hinter geschlossenen Fensterläden“. Frei war sie nur im Schreiben.

Erst eigentlich von hier aus lässt sich das ‘Meisterliche’ ihres Werkes erschließen. Die ländliche Geschichte der Mila setzt sich, je nachdem, mit dem sentimental, folkloristisch oder verzweifelt verfochtenen Ideal auseinander, dass das einfache Leben nahe der Natur humaner sei als die „große, böse Stadt“ (O. Spengler). In diesem Sinne fügt sich Mila guten Glaubens, guten Willens dem Langzeitgedächtnis von ländlichen Sitten und Gebräuchen. Mit

jedem schweren Schritt aufwärts aber entfernt sie sich weiter von ihrer Heimwelt. Unausgesprochen, aber unverkennbar wachsen die Berge dabei zu einer Gegenwelt an, die alles in Frage stellen, wovon sie ausgeht.

Die einfache Sprache sollte nicht täuschen. Sie verdankt sich einem stilistischen Raffinement. Nichts wird erklärt, kein Kommentar des Erzählers. Doch sie spricht auf ihre Weise für sich: hinter ihrer Anschaulichkeit formiert sich unmerklich, unbegrifflich eine Anschauung. Die Berge bilden dabei den Bühnenraum für eine Grundfrage. Literarische Höhen sind traditionell mit hohen Gedanken besetzt. Caterina Albert trägt dem milieugemäß Rechnung: Mila und ihr Mann verwalten als Pächter einer Eremitage zugleich den Ortsheiligen St. Pons und die abergläubische Emotion der Leute. Mila, aus dem Flachland, mit ebenem Sinn, stößt solche Performance des Himmels ab. Aus dem spirituellen Zentrum ihrer neuen Welt bleibt sie also ausgeschlossen.

Ein zweiter Ausschluss kommt hinzu. Die Eremitage ruft ihn bildlich auf, der Titel („Solitud“) erklärt ihn. Das abgelegene Gut erzwang von ihr ein ‘Adieu Welt’. Sie erliegt einem fortschreitenden Weltentzug, so als hätte ihre Erzählerin schon von Husserls phänomenologischer Reduktion gewusst. Hinter ihrer erzwungenen inneren Einkehr kommt dadurch schließlich das eigentliche, anthropologische Anliegen zutage: der Aufstieg auf die Höhe der Berge setzt einen lebensgefährlichen Abstieg in die Tiefe der menschlichen Natur in Gang.

Caterina Alberts Kunst der Perspektive lässt Mila allerdings so denken, wie sie es kann: die Landschaft bringt ihr sinnlich bei, welcher Sinn ihr eigen ist. Jahreszeiten, Wolken, Sonne, Berg und Tal: alles bezeugt die unbändige Energie der Natur. Nicht – romantische – Besinnlichkeit, elementare Beunruhigung geht von ihr aus. Sie führt schließlich in der Mitte des Romans zu einer brutalen Initiation. Beim alljährlichen Rosenfest zu Ehren von St. Pons schlägt die orgiastische Volksfrömmigkeit in eine exzessive Entladung der Kreatürlichkeit um: das große Fressen, Wein, Tanz, bis es die Leiber ineinander drängt. Natur ist, frei zugelassen, zügellose Vereinnahmung und Verausgabung. Als Bild: Rosenmeer auf der einen Seite, blutende Kaninchenkörper auf der anderen, und nirgends eine Absicht auf das Gute im Menschen.

Noch einmal bietet Mila ihren ganzen Zivilgehorsam auf und wagt von sich aus eine zweite Initiation. Die Leerstelle, die ihr Mann in ihr Leben reißt, nehmen nach und nach zwei Inkarnationen des Genius loci ein. Die eine, Gaietà, der Schäfer, ist eins mit seiner Welt. Ihm gelingt das „Wunder“, die ungeistige Naturenergie „von der schönsten Seite zu beleuchten“: er übersetzt sie in magische Geschichten. Auf der Gegenseite aber steht Anima, in zynischer

Verkehrung seines Namens Inbegriff des Animalischen. In ihm entblößt die (menschliche) Natur ihre teuflischen Neigungen. Er wird Mila vergewaltigen und Gaietà in den Tod stoßen. Am Ende sieht Mila sich annulliert: ihre Ehe kaputt; die Ikone St. Pons gestürzt; die Natur ein Abgrund. Da sitzt sie nun *vor* der Eremitage, ein Bild für ihre Unbehaustheit, ganz sich selbst überlassen.

Woran soll sie sich halten? Im Bilde einer zwiespältigen Natur ist ihr die eigene Widersprüchlichkeit aufgebrochen, hin- und hergerissen zwischen Trieb- und Geistnatur. Da fasst sie einen epochalen Entschluss: sie stellt sich, auf ihre sprachlose Art, demselben Imperativ, dem sich neben ihr Zarathustra auf der Höhe *seines* Berges verschrieb: „Werde der du bist“. Im Gegensatz zu ihm hat Mila allerdings nichts mehr zu „verschwenden“. Die Autorin hat durch sie endgültig das Wunschbild zerstört, von dem sich literarische Naturnähe im 19. Jahrhundert so schwer zu trennen vermochte. Dennoch: zeichenhaft nimmt die junge Frau diesen Abstieg auf sich und macht sich auf den beschwerlichen Weg in die Moderne. Er verlangt von ihr nichts weniger als sich in der Zusammengehörigkeit des Gegensätzlichen einzurichten. Für Victor Català jedenfalls wäre das tausendjährige Reich, mit dem sich Zarathustra den Raum künftiger Geschichte ausmalte, Aufstieg in einen neuen Abgrund gewesen.